

Kommunikation : das neue Paradigma?

Autor(en): **Fritsch, Gerolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **40 (1998)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-972133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Datenübermittlung zunimmt. Was natürlich nicht heissen will, dass Fax und E-Mail keinen Sinn machen.

Von den euphorischen Vorstellungen, dass dank EDV und Telekommunikation in den Randregionen zahlreiche Arbeitsplätze geschaffen würden, ist man inzwischen etwas abgekommen. Aus bibliothekarischer Sicht hat diese Ernüchterung vor allem mit folgender Tatsache zu tun: Als es um die Schaffung von EDV-Arbeitsplätzen in Randregionen oder zuhause ging, rechnete man neben den Personal- und Telekommunikationskosten nur noch mit den Kosten für die Einrichtung eines einfachen, PC-bestückten und vernetzten Arbeitsplatzes. Die Erfassung von Daten ist aber bei Bibliotheksbeständen – und ich vermute auch in anderen Bereichen – ziemlich komplex und insofern aufwendig, als sie einer Infrastruktur bedarf, die weit über den einfachen PC-Arbeitsplatz hinausgeht. Eine korrekte Datenerfassung, gerade in einer vernetzten Welt, braucht neben qualifizierten Arbeitskräften zahlreiche Hilfsmittel in Form von Richtlinien, Regeln, Normen, Kontrollinstrumenten, Autoritätsdateien und nicht zuletzt auch in Form von direkter Kommunikation, was an einem isolierten, abgelegenen Arbeitsplatz überhaupt nicht oder nur mit sehr grossem Aufwand gewährleistet ist.

Eine andere falsche Vorstellung, die sehr verbreitet ist und mit der vorherigen zusammenhängt, ist die Meinung, dass die EDV oder Telekommunikation in einem Betrieb Probleme lösen könne, die auf konventionelle Art nicht gelöst wurden. So kommt es nicht selten vor, dass Leute ihre über Jahrzehnte verwahrloste Bibliothek oder sonst eine Sammlung reorganisieren möchten. Sie meinen, mit der EDV und allenfalls mittels Telekommunikation sei diese Reorganisation viel leicht

ter und einfacher zu bewerkstelligen als in althergebrachter «Kopf- und Handarbeit». Tatsächlich ist es aber so, dass die ganze konzeptionelle Kopfarbeit wie bisher geleistet werden muss und dass die Erfassung der Daten eher aufwendiger ist als früher, weil bei der EDV ein fehlender Punkt verheerendere Folgen haben kann als beim konventionellen Zettelkatalog.

Man kann es meines Erachtens nicht genug betonen: Die Technik der Übermittlung und Speicherung von Daten, also auch die EDV und die Telekommunikation ist und bleibt eine Technik, eine Methode, ein Hilfsmittel. Sie ist und bleibt Transportmittel, Transportweg, Werkzeug oder Behälter, kurzum: sie ist Form und nicht Inhalt. Die Qualität der Daten wird mit der Qualität ihrer Übermittlung und Speicherung nicht besser. Im Gegenteil, ich habe oft das Gefühl, dass die Energie, die heute in die Verbesserung der Form, d. h. der Technologisierung investiert wird, auf Kosten des Inhaltes geht. Und ich werde auch den Gedanken nicht los, dass die ständige Verbesserung der Kommunikationstechnik, zu der die Telekommunikation natürlich auch gehört, letztlich und paradoxerweise dem Ziel der Kommunikation, nämlich einer besseren Verständigung unter den Menschen nicht unbedingt näher kommt, sondern eher die Isolation fördert.

Ein bisschen Gegensteuer in einer Entwicklung, die vielen Angst macht, können wir alle und nicht zuletzt auch die Bibliotheken als Informationsvermittlerinnen geben: nicht durch Verteufelung der technischen Hilfsmittel, sondern durch eine verbesserte Pflege der Daten oder der Botschaft, die wir vermitteln sowie durch mehr direkte Kommunikation, die immer die beste aller Kommunikationsformen bleiben wird.

Christoph Jörg

Kommunikation – das neue Paradigma ?

«Heute haben wir angefangen, uns selbst im Definitionsrahmen einer Maschine zu verstehen. Dies bedeutet eine fundamentale Transformation des eigenen Selbstverständnisses. Zuerst haben wir Maschinen nach dem Vorbild des Menschen entwickelt, und heute erscheinen Maschinen als Vorbild unserer eigenen Selbstgestaltung.»¹

Joseph Weizenbaum

Grenzen des Wissens und der Machbarkeit

«Die Kapazität des menschlichen Verstandes für die Formulierung und Lösung komplexer Probleme ist sehr klein im Vergleich mit dem Umfang der Probleme, deren Lösung für ein objektiv rationales Verhalten in der realen Welt notwendig oder selbst nur für eine angemessene Annäherung an eine

solche Rationalität erforderlich ist.» Der das sagt, kann es sich offenbar leisten, sein Wissen für Stückwerk zu halten, Ilya Prigogine, Nobelpreisträger für Chemie (1977), der das Prinzip der Selbstorganisation im molekularen Bereich (der «dissipativen Strukturen») formuliert hat, das heute oft mit der Chaostheorie und der fraktalen Geometrie zusammen genannt wird. Er sieht sich als Angehörigen «einer kleinen Minderheit», die «diesen Optimismus nicht mehr (teilt)», der menschliche Wissensfortschritt sei gleichsam naturgegeben.²

Die Maschinenmetapher, spätestens seit Descartes – auf jeden Fall seit ihm markant und folgenreich – gern für die Funktionsweise des menschlichen Körpers verwendet, nimmt sich wie ein Rettungsanker im Ozean des Nichtwissens aus (im Universum, auf dem wir auf unserem Planeten treiben). «Das Datennetz», so können wir in einer auflagestarken Zeitung lesen, «ist eine Erweiterung des Gehirns».³ Auf solchen suggestiv wirkenden metaphorischen Wegen scheint unser Wissen – hier Information genannt – mühelos ausdehnbar zu sein, so wie alle Probleme durch wissenschaftlich-technischen Fortschritt grundsätzlich lösbar scheinen. Vermeintlich können wir uns über «das Datennetz», das Internet, die Wege zum «Ganzen» erschleichen. («Wir würden unser Wissen nicht für Stückwerk erklären, wenn wir nicht einen Begriff von einem Ganzen hätten», hat Goethe mit der Bescheidenheit – dem Bescheidwissen! – des Klassikers einmal gemeint.) Immerhin hat Joseph Weizenbaum, einer der Pioniere der Computerwissenschaft, ohne die in allen elektronischen Bereichen (einschliesslich der Telekommunikation) nichts mehr läuft, die Kritik dieses naiven Aberglaubens schon 1977 in seinem Buch «Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft» vorweggenommen. In seinem eingangs herangezogenen Interview mit der UNIVERSITAS wendet er sich neuerdings entschieden gegen die Visionen der Konstrukteure einer künstlichen Intelligenz wie Hans Moravec und Marvin Minsky, für die der Mensch nichts als ein «informationsverarbeitendes System» ist, das Denken lediglich «Datenverarbeitung», das Gehirn eine «Fleischmaschine» und der Homo sapiens in fünfzig Jahren ein «Wesen zweiter Klasse» in einer «postbiologischen Ära», in der mit phantastischer Intelligenz ausgestattete Roboter die Erde beherrschen.

Kommunikation und/oder Information?

Der Begriff der Kommunikation geht in seiner Grundbedeutung auf das lateinische Wort «communicatio», Mitteilung, zurück. In diesem Sinne

meint er dann auch Verbindung und Zusammenhang, insbesondere Verkehr, Umgang, Verständigung zwischen Menschen (Wahrig, Deutsches Wörterbuch). Sinnvollerweise liegt im letztgenannten Inhaltselement ein Hauptakzent, denn was wäre Kommunikation ohne die Absicht und das Ziel der Verständigung, zumal in der Gesprächsform, wenn diese sich nicht in leerem Gerede ergehen, sondern zu Ergebnissen gelangen soll, die die Partner zufriedenstellt. Praktizierte Tele-Kommunikation sollte demgemäss der Begriffsbildung entsprechen, wenn auch mit technischen Mitteln über Entfernungen hinweg, die für das natürliche Sprechen (Kommunizieren) unüberwindlich sind. Die Begriffsprägung akzentuiert die Distanz, verändert aber in der Oberflächenstruktur anscheinend nicht die Inhalte (Bedeutungselemente) des Wortes. Die alltägliche Erfahrung mit den Telekommunikationsmitteln zeigt jedoch, dass dies gleichwohl der Fall ist, und zwar infolge ihrer in der Distanz begründeten Indirektheit. Eine Tele-Mitteilung ist ihrer Art nach etwas anderes als eine Mitteilung im direkten Gespräch. Gemessen an dieser ist ihr Abstraktheitsgrad sehr hoch. Für uns als Leibwesen bewirkt sie eine beträchtliche Reduktion unserer Sinnes- und Wahrnehmungstätigkeit, unserer intellektuellen und affektiven Reaktionsweisen. Um ein Beispiel aus der Wirtschaft zu nehmen: Warum wohl suchen uns Versicherungsagenten persönlich auf, anstatt mit uns nur zu telefonieren? – Die zwei Kanäle, über die wir heute telekommunizieren können, der akustische und der optische, ändern den Reduktionssachverhalt nicht grundlegend, was ebenfalls ohne weiteres die Erfahrung beweist. Warum sonst hätte man den amerikanischen Präsidenten leibhaftig zum Davoser Weltwirtschaftsforum eingeladen und betrachtet, nach dessen Absage, «die Videokonferenzverbindung (...), die es den Konferenzteilnehmern erlaubte, den US-Präsidenten zu hören und auf einem Grossbildschirm zu sehen, mit Dialogmöglichkeit» (Herbert Ritter, a. d. O.), lediglich als zweitbeste Lösung, will sagen besser als gar keine, also als Ersatzlösung, trotz «Grossbildschirm». Und sei die «liberalisierte» Welt noch so «flächendeckend» «multimedial» eingerichtet, nach Ansicht der Experten selber behebt also ein «Mausklick» keineswegs den Mangel des unmittelbaren Kontakts. – Diese Feststellung ist kein Argument gegen die hervorragenden technischen Leistungen auf den Gebieten der elektronischen Datenverarbeitung und der Telekommunikation und deren wirtschaftliche Nutzung bis hin zur sozialpolitisch zu diskutierenden, weil durchaus nicht entschiedenen Frage der Arbeitsplatzsicherung; das Argument ergibt sich vielmehr unter dem Blickwinkel der Reduktion. Zwar ist Redukti-

on ein lebensnotwendiger Vorgang in allen lebenden Systemen, die Frage ist nur, ob und wie weit sie unter Umständen die Substanz mindert, durch die sie sich erhalten und von anderen Systemen unterscheiden.

Die amerikanischen Mathematiker Shannon und Weaver haben 1949 ein nach ihnen benanntes Modell des Kommunikationsvorgangs entwickelt, das gegenwärtig noch die Basis vieler Äusserungen über Kommunikation bildet, obwohl die Kommunikationswissenschaft, vor allem gestützt durch sprachwissenschaftliche Erkenntnisse, inzwischen zu Resultaten gelangt ist, die die beschränkte Gültigkeit jenes sogenannten Nachrichtenmodells zeigen. Schon dessen Begriffsstruktur bekundet den Engpass: Informationsquelle – Nachricht – Sender (transmitter) – Signal – Kanal – empfangenes Signal – Empfänger – Nachricht – Ziel. Die technische Auslegung des Kommunikationsvorgangs und dessen lineare Konzeption ist offenkundig. Nebeneffekte werden im Sinne einer «Störung im Kanal» als «Geräuschquelle» (im Unterschied zur «Informationsquelle») angesprochen. Zur technischen Abbildung von Kommunikation bzw. zu deren technologischer Konstruktion reicht dieses Modell natürlich aus; nicht aber dazu, die Komplexheit *menschlicher Verständigung* auch nur annähernd zutreffend wiederzugeben. Es führt im Gegenteil beispielhaft die Verengung, die Reduktion des Kommunikations- auf den Informationsbegriff vor Augen.

Jenes Exempel vom Davoser Weltwirtschaftsforum trifft den Sachverhalt ziemlich genau, der sich durch die Abwesenheit leibhaftiger Präsenz und deren Ersatz durch technische Manipulation ergibt. Eindrücklich illustriert hat ihn in diesem Jahrbuch Christoph Jörg anhand der Situation in einer Bibliothek, in der EDV und Telekommunikation die direkte Kommunikation verdrängen. Bemerkenswert, dass es sich um den Repräsentanten einer Institution handelt, die die Geschichte der Zivilisation seit den Anfängen der Hochkulturen entscheidend geprägt hat. Die Bibliothek verfügt über einen Horizont, innerhalb dessen sich notwendig Kriterien und Bewertungen herausbilden, ohne die Information uferlos bleiben würde und – weil nicht durch konkrete Intentionen strukturiert, geordnet, geformt und gewichtet – niemals zu Wissen werden könnte. «Welche Form könnte das *Wissen* haben, wenn nicht die einer affektiven Bindung? Schliesslich ist Wissen etwas, das sich auf uns bezieht, unsere ganze Existenz rechtfertigt. Information kann das nicht, tut es nicht.»⁴ «Neue Medientechnik», so formuliert Jochen Hörisch das Dilemma knapp, «steigert eben nicht nur die Kommunikationsintensität, sondern kappt auch Kommunikationsmöglichkeiten.»⁵

So lässt sich die Frage beantworten: Kommunikation, das neue Paradigma? Keineswegs! Bei genauerem Zusehen stellt sich heraus, dass das neue Paradigma *Information* heisst, Paradigma, wenn wir darunter mit Thomas S. Kuhn, dem bahnbrechenden Wissenschaftstheoretiker, ein Denkmodell verstehen, das wissenschaftlich-technische Revolutionen auszulösen in der Lage ist⁶, und zwar so weit, dass man Hörisch recht geben muss, wenn er schreibt: «Würden alle Computer dieser Welt von heute auf morgen kollabieren, so wären wir nicht etwa von einem Alptraum befreit, sondern *in* einem Alptraum.» Immerhin fährt er fort: «Welche sachliche Feststellung selbstredend nicht bedeutet, dass Medienkritik unsinnig wäre.»⁷ Werbung dafür und kritiklose Zustimmung gibt es ja genug.

Internet und Lebensnetz

In der hier gebotenen Kürze kann die grosse Zahl der Vor- und Nachteile der (weitgefassten) Telekommunikation im Verbund der «Neuen Medien» selbstverständlich nicht abgehandelt werden, zumal hierbei auch die Abgrenzung der Onlinemedien von den traditionellen Printmedien vorzunehmen wäre. Ein paar Gesichtspunkte, die das Thema von Wirklichkeit und sogenannter Virtualität betreffen, sind aber noch zu erwähnen, damit die vorliegende Skizze nicht ganz fragmentarisch bleibt. Über die Frage des Umfangs und der Qualität des Wissens (bzw. andererseits unstrukturierter Information) hinaus geht es hierbei um die Temperatur des humanen Klimas.

Der Begriff der Virtualität ist zum Schlagwort geworden, bei dessen Gebrauch die etymologische Herkunft zumeist verdeckt bleibt oder vergessen wird. Es leitet sich vom lateinischen «virtus», Mannhaftigkeit, Tüchtigkeit, Tapferkeit, Tugend her und entspricht dem französischen Wort «virtualité»: Wirkungskraft, Wirkungsvermögen mit der Bedeutung von innewohnender Kraft oder Möglichkeit (Wahrig). Dem Begriff der Wirklichkeit im Sinne von Realität gegenüber erweckt es geradezu den Anschein höherer Potenz. Als Adjektiv gebraucht, gewinnt es vermehrt eine semantische Doppeldeutigkeit, die sowohl das Bedeutungselement «scheinbar» (ein «virtuelles» Bild) wie das Element «wirkungsfähig, unerforscht wirkend» entsprechend dem französischen «virtuel» (englisch virtual) einschliesst. Schenkt man diesem Befund genügend Aufmerksamkeit, erkennt man rasch die Fadenscheinigkeit wie die Brisanz des Schlagworts: Was eine höhere Dignität beansprucht oder auch nur zu beanspruchen scheint (was wiederum meistens unklar bleibt), bezieht

sich auf eine technische Ordnung kleinerer oder grösserer Dimension – bis hin zum Internet –, die sich von der traditionellen direkten Lebenswirklichkeit als eine indirekte Wirklichkeit der Simulation abkoppelt. Nun ist zu sagen, dass es zwar seit jeher in menschlichen Kulturen simulierte Wirklichkeiten, Scheinwelten oder Anteile davon gegeben hat, in allen Künsten, in den symbolischen Formen bis hin zum gesellschaftlichen Ritual. Die Grossstrukturen der Neuen Medien konstruieren jedoch darüber hinaus einen scheinweltlichen Gesamtzusammenhang, der eine neue Daseinsform zu ermöglichen vorgibt (sowohl für das individuelle Leben als auch für die globale Existenz der Menschheit), in der man im Unterschied zur natürlichen Lebenswelt bekanntlich unbeschränkt «surfen» kann.

Das hat Folgen. Nicht nur in der Richtung, wie sie der oben zitierte David Bosshart sieht: «Man darf sich hier nichts vormachen. Nur ein Drittel der Menschheit hat Zugang zu einem Telefon. Was wir über die Möglichkeiten der Telekommunikation sagen, gilt für die reichen Länder und vielleicht für Schwellenländer wie Indien und China.»⁸ Nicht zuletzt hat es Folgen für die sozialpsychologische Situation der Kinder und der Heranwachsenden (von den Erwachsenen einmal abgesehen) in eben den reichen Ländern. Die Auswirkungen extensiver Benutzung elektronischer (Kommunikations-) Medien besonders auf diese Altersgruppen sind durch zahlreiche Forschungen erhärtet. Sie erweisen sich als höchst prekär, weil sich in ihnen ein Wiederholungseffekt einstellt: Der Reduktionismus der Neuen Medien gegenüber der vollen Lebenswirklichkeit wiederholt sich im Persönlichkeitsaufbau der kindlichen und jugendlichen Konsumenten.

«Die Verletzbarkeit des Individuums ist gross», konstatiert Joseph Weizenbaum.⁹ «Erziehung ohne Beziehung?» titelt der Pädagoge Kozdon sein neuestes Buch¹⁰ und kommt in seiner grossangelegten Analyse zu dem Schluss, dass eine neue Eiszeit droht, diesmal eine kulturelle, deren Anzeichen wir schon täglich in den Formen bzw. den Missformen eruptiver Gewaltakte und weniger sensationell den verbreiteten Bekundungen fehlender Mitmenschlichkeit erkennen, hören oder sehen können, hautnah oder in elektronischer Simulation. Den technischen Netzstrukturen fehlt nämlich ein scheinbar zu vernachlässigender Bestandteil, der sich gleichsam an Graden messen lässt, im Vergleich zum «Lebensnetz» (Fritjof Capra)¹¹ mit dem hochkomplexen und auf Informationen wie auf Emotionen sensibel reagierenden und mit ihnen interagierenden menschlichen Gehirn als Teilelement: die lebendige Wärme, die humane Temperatur.

Solange wir uns nicht zur Schaffung eines neuen Menschen (ein vor kurzem auf einem weiten Teil der Erde gescheitertes – wenn überhaupt ernst gemeintes – Vorhaben) oder «fortschrittlicher»: zur genetischen Kreation einer neuen Spezies entschliessen, weil wir die bisherige Verfassung des Menschen für hoffnungslos antiquiert halten, solange wird sich das Internet – als Synonym für die Neuen Medien im weitesten Sinn – als unzureichend erweisen, natürliche menschliche Grundbedürfnisse zu befriedigen, je nachdem nach Nähe, sinnlicher Präsenz und unvermittelter Wahrnehmung oder auch nach Zuneigung, affektiver Sicherheit und Geborgenheit, wie sie sich in den langen Prozessen der menschlichen Kulturgeschichte trotz aller unterschiedlicher Modellierungen erhalten haben. Technische Effektivität kann zwar einen simulativen, «virtuellen» Überbau über der Lebenswirklichkeit konstruieren, vermag aber das vielschichtige bio-soziale Beziehungsgeflecht des Lebensnetzes ohne schwere Einbussen humaner Substanz nicht in den zweiten Rang zurückzustufen. Ebenso wenig kann das elektronische «Fenster», ob blau oder grün, den Blick auf einen belebten Himmel eröffnen. Der Begriff des «vernetzten» Denkens bildet vor allem seit den durch kybernetische Erkenntnisse angeregten, weitverzweigten Forschungen Gregory Batesons¹² die Metapher für eine Rationalität, die den komplexen Gegebenheiten der menschlichen Existenzweise in den ökologischen Bedingungen des Planeten gerechtzuwerden sucht. Dieses vernetzte Denken hat seine technische Entsprechung in den Datenetzen und elektronischen Superstrukturen gefunden – freilich ohne substantielles Äquivalent.

Eiszeitliche Symptome? So bleibt die Frage, und ihr soll nicht ausgewichen werden, wie dem zu begegnen sei; sicher nicht mit neuerlichen technischen Vorkehrungen, wohl aber mit organisatorischen. Dort, wo Fehlentwicklungen unmissverständlich zu Buche schlagen, nämlich in sinkender Konkurrenzfähigkeit und schwindenden Renditen, bahnen sich denn auch entsprechende Erkenntnisse bereits an. «Überleben im «ökonomischen Weltkrieg» dank Humankapital», so überschreibt Thomas A. Becker einen Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung¹³, in dem es heisst: «Wissensqualität entsteht weder durch erhöhten Informationsumsatz noch durch Kristallisierung von Wissens-elementen zu «Weltanschauungen». (...) Sprache und Wissen als zentrale Grössen organisatorischer Steuerung stehen im Gegensatz zu dem immer weniger tauglichen Einsatz von Macht und Kontrolle. Macht statt wissensgesteuerter Umgang mit Information ist ebenso hemmend für die Orientierungs- und Entwicklungsfähigkeit einer Organisation wie

überkommene oder ständig reproduzierte Unzulänglichkeiten der geltenden Codes.»

In aller Kürze hiesse demnach das Gegenparadigma zum Informationsparadigma unter Berufung auf Prigogine und die zugewandten Forschungen verschiedener Provenienz: *Selbstorganisation* in allen Bereichen und auf allen Ebenen.

Gerolf Fritsch

Anmerkungen

- 1) Joseph Weizenbaum, «Die Verletzbarkeit des Individuums ist gross», B. Pörksen im Gespräch mit J. Weizenbaum. In: UNIVERSITAS, Januar 1997, S. 25 ff.
- 2) Ilya Prigogine, Zeit und Werden, das Problem der Irreversibilität. In: Herbert Franz, Gerolf Fritsch, Hg., Bausteine für eine andere Zukunft, Wien 1988, S. 27. Zum Thema auch dies., An den Grenzen der Machbarkeit, Wien 1988.
- 3) David Bosshart, Im Kabelschungel. In: BRÜCKENBAUER, 5/1997, S.29.
- 4) Wolfgang Preikschat, Die Zukunft des Wissens und der Bibliotheken. In: Basler Magazin, 5/1997, S. 7.
- 5) Jochen Hörisch, Medienmetaphorik. In: UNIVERSITAS, Juni 1966, S. 531.
- 6) Thomas S. Kuhn, The Structure of Scientific Revolutions, Chicago 1962.
- 7) a. a. O., S. 530.
- 8) a. a. O., S. 29.
- 9) a. a. O., S. 25.
- 10) Baldur Kozdon, Erziehung ohne Beziehung? Hohengehren 1997.
- 11) Fritjof Capra, Lebensnetz, Bern 1996.
- 12) Gregory Bateson, Ökologie des Geistes, Frankfurt/M. 1981. Hierzu auch: Herbert Franz, Auf dem Weg zu einem ganzheitlichen Weltbild. Wien 1990.
- 13) Thomas A. Becker, «Überleben im «ökonomischen Weltkrieg» dank Humankapital. Wettbewerbsvorteile durch strategische Wissensentwicklung». NZZ, 26./27.4.1997, S. 17.

Werbung mit einem «Bergdrama»

An einem Föhntag unterhalten sich A und B im Schatten eines Kastanienbaums über die Calanda-Hütte – nicht die wirkliche unterhalb des Calanda, sondern die metaphorische, die den Titel für ein «Bergdrama um Hass und Intrigen, Glück und Liebe» abgegeben hat. – Die Gesprächspartner sind sich ebenso einig darüber, dass Bier jetzt die beste Labsal ist, wie sie uneins sind über gewisse Methoden, die Lust auf Bier anzuregen.

A: Ich habe die Folgen der «Calanda-Hütte» nur mit Widerwillen gelesen. Ich frage mich selber, warum ich jeweils weitergelesen habe – nach den wochenlangen Pausen!

B: Was die PR-Leute freuen würde! Wenn selbst diejenigen, die mit Widerwillen lesen, nicht aufhören können! Was will ein Werbefachmann mehr?

A: Und wenn sich dabei der Widerwille nur verstärkt?

B: Man wäre ja frei, die weiteren Folgen nicht mehr zu lesen. Vermutlich war deine Abneigung doch nicht so gross. Abneigung und Zuneigung sind manchmal seltsam ineinander verwoben.

A: Kommst Du mir mit Freud? – Ich wüsste nicht, was mich an diesem Bergdrama angesprochen hätte. Ich empfand alles als schal und abgegriffen! Nimm zum Beispiel die Charaktere! Sie scheinen alle aus den Billigromanen, den Berg- und Heimatserien zu stammen: der spekulierende, dumm-dreiste Gemeindepräsident; der treuherzige, aber missverstandene Hirtenjunge, der Polizist mit dem Intelligenzquotienten unter fünfzig, die verrufenen Figuren aus der internationalen Filmwelt: Alle diese Typen sind eindimensional gezeichnet, zur Schablone verdünnt. – Verglichen mit ihnen waren die Typen der Filmserie «Marguns» geradezu meisterhaft, nämlich halbwegs lebensnahe.

B: Wie willst Du in einer Serie, deren Veröffentli-